

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 25 (1935)
Heft: 47

Artikel: Drei rote Federn - dreifacher Mord
Autor: Neuenstein, V.v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Nein, Heubergbauer, es ist am End besser, ich suche mir einen andern.“

„Also morgen hole ich die Sau“, machte er bestimmt. Er ergriff ihre Hand und drückte sie, daß sie aufsaugte vor Schmerz. „Gut Nacht, Beni, Schak!“ sagte er halblaut und verließ, schweren, polternden Schrittes die Wirtsstube.

Raum war er im Gang, ließ sie sich, auflachend, auf eine Stabellie fallen. Aber neben dem Uhrgehäuse ging ein Scheiblein zurück; ein strohfarbener Krauskopf zeigte sich. „Komm nur herein, Sepp; er ist heimzu und der Vater ist im Bett.“

Jetzt schloß Sepp, der junge Heubergbauer, in die Stube. Das Holderbeni trat rasch zur Lampe und schraubte sie so herab, daß man den schweren Tafeltisch für eine Riesenschildkröte ansehen konnte. „Komm, Schak“, sagte sie leise; „nun will ich aber dir die Zähne zählen.“

(Fortsetzung folgt.)

Drei rote Federn — dreifacher Mord. Ein Reiseabenteuer in Abessinien von V. v. Neuenstein.

Ein befreundeter junger deutscher Ingenieur, Leiter der Vermessungsabteilung bei der abessinischen Grenzabsteckungskommission, wurde vor einigen Monaten aus bisher noch unaufgeklärten Gründen von einer Horde Wissa Somali buchstäblich aufgespießt. Mithins hatte er eines Morgens das Camp verlassen und einer tapferen jungen Frau, die ihm in die Wildnis gefolgt war, noch ein fröhliches „Auf Wiedersehen!“ zugerufen. Sie hat ihn nicht wieder gesehen. Nach Berichten seiner zwei Begleiter, zweier Eingeborenen, dem Leiter des Camions, in dem der Ingenieur das Camp verließ, und seinem Helfer, hatte sich das Drama etwa so zugetragen: Auf dem Weg zur Arbeitsstelle mußten sie einen Engpaß passieren, der zwischen hohen Felsengruppen führt. Dort angelangt, fanden sie den Durchgang von mehreren Felsblöcken versperrt. Die beiden Eingeborenen stiegen ab, um das Hindernis zu beseitigen. Da hagelte es plötzlich Steine auf sie herab. Zu ihrem Entsetzen gewahrten sie, daß die Steine von einer Horde von etwa 80–100 Wissa Somalis geschleudert wurden, die in dichten Scharen die Spitzen der Felsen besetzten. Eilends krochen die beiden, sich vorsichtig dedend, unter den Camion, während ihr Herr, schon schwer von den Steinen getroffen, nur mehr die Kraft hatte, einen Schuß aus seinem Revolver abzugeben. Im gleichen Augenblick sausten auch schon zahllose Speere auf ihn herab, sodaß er sofort starb.

Die beiden unverletzt gebliebenen Begleiter schlüpfen nach einer Weile, als keine Gefahr mehr drohte, unbehelligt davon und brachten der Kommission die furchtbare Botschaft.

Den Grund dieses schauerlichen Geschehens hat man nicht feststellen können. Der überall gern gesehene, auch bei den Eingeborenen beliebte Ingenieur dürfte kaum das Opfer eines Raubüberfalles geworden sein. Er hatte weder Geld noch Wertgegenstände bei sich und sein Jagdgewehr, das anfangs nicht auffindbar war, wurde später in der Nähe der Mordstelle entdeckt. Vielleicht ist seine Erklärung darin zu finden, daß in diesem Jahre außerordentliche Dürre herrschte und durch die neue Grenzabsteckung möglicherweise irgend ein geheimes Wasserloch eines Eingeborenenstammes zum fremden Gebiet geschlagen wurde, wodurch sich die kleine Schar dieser äußerst wilden Völker in ihrem Lebensnerv getroffen fühlte. Wie dem auch sei, der Eindruck, den dieses schauerliche Ereignis hervorgerufen hatte, war in ganz Abessinien ungemein stark. Mehr denn je trachteten nun viele meiner Freunde in Addis Abeba, mich vor den wilden Stämmen (Somalis, Karajos, Dankalis), die in den Wüstensteppen des mittleren Laues des Nuaheflusses entlang haufen, zu warnen, weil ich ja auf meinen wiederholten Reisen diese Gegenden durchqueren mußte. Noch unter dem

Eindrucke des traurigen Ereignisses, dem ein mit uns gut befreundeter junger Mann zum Opfer gefallen war, mußte ich kürzlich wieder eine Reise von unserer im Herzen des Rußsilandes gelegenen Kaffeeplantage nach der Hauptstadt Addis Abeba ohne Begleitung meines Mannes unternehmen.

Ich lachte über die immer wiederkehrenden Erzählungen der Ambaren und auch der alteingesessenen Europäer, die behaupteten, bei den obgenannten Völkern herrsche noch immer die Sitte, daß kein Jüngling ein Weib erobern könne, bevor er zum Beweise seines Mutes und seiner Mannbarkeit mit einem Morde aufwarten könne. Als sichtbares Zeichen durfte er dann eine rote Feder im Haar tragen. Man wird demnach verstehen, daß das, was mir auf dieser Reise zustieß, mir doch einen nicht geringen Schrecken einjagte.

Ich war mit meinen ständigen drei Begleitern, darunter ein hünenhafter, mir sehr ergebener Gallaneger, bis an den Nuahefluß gelangt und beschloß, wie immer einige Stunden unter den herrlichen, gigantischen Urwaldriesen, die den Wasserlauf säumen, zu rasten. Ich hatte reichlich Zeit, weil mein Zug von der Station Nuahe erst am nächsten Morgen abging. Das dicke Blätterdach bot wundervollen Schutz gegen die sengende Sonnenglut. Während ich es mir bequem machte, stiegen meine drei schwarzen Begleiter zum Flußufer hinab, um die Reit- und Tragtiere zu tränken und ihre mitgebrachten Kürbisflaschen zu füllen.

Plötzlich vernehme ich heftigen Wortwechsel, der bald in wüsten Schimpfen und Brüllen übergeht.

Durch das Blätterwerk sehe ich am gegenüberliegenden Ufer eine ganze Horde Karajos aufgeregte hin- und herlaufen und wilde Drohrufe ausstoßen. Kalt läuft es mir über den Rücken! Ich rufe meinen Leuten zu, sofort zu mir zu kommen und frage sie, was der Streit bedeute. Sie belehren mich, die Karajos hielten sich darüber auf, daß meine Leute bewaffnet seien. Meine dummen Kerle hatten nämlich die Gewehre nicht abgelegt, was ich nicht bemerkt hatte. Nur murrend und ungern legten sie, meinem strengen Befehle folgend, ihre Gewehre beiseite.

Eine Weile ist alles still, aber ein Blick auf das andere Ufer belehrt mich, daß der „Feind“ keineswegs gewichen ist. Meine Leute haben in der Aufregung ihre Trinkgefäße am Wasser liegen gelassen. Der Durst beginnt sie zu quälen, sie wollen wieder zum Fluß hinunter, aber nicht ohne Waffen. Ich verbiete ihnen dies jedoch. Wieder vergeht eine Zeitspanne — endlich hat doch einer den Mut, sich leise, immer hinter Baumstämmen Deckung suchend, zu den Trinkgefäßen zu schleichen. Als er wieder zurückkehrt, zittert er am ganzen Leibe wie Espenlaub.

Bald hören wir Geplätscher.

Eine Gruppe Karajos überquert den Fluß und kommt auf uns zu.

Meine Leute greifen hastig zu den Waffen. —

Angst, fast Entsetzen malt sich auf ihren verzerrten Gesichtszügen.

Ich befehle ihnen streng, die Gewehre liegen zu lassen.

„Herrin, Herrin! Wir sind verloren! Du wirst sehen, jetzt werden sie uns alle umbringen und wir sind wehrlos!“

Stolz schreiten fünf bronzene Gestalten heran. Trotz meines leichten Unbehagens kann ich nicht umhin, diese prächtigen Menschen zu bewundern, die, nur mit einem kleinen Lendentuch bekleidet, ihre wohlgeformten geschmeidigen Glieder unverhüllt dem Auge preisgeben und elastisch, mit federnden Schritten, wie es nur solchen Naturvölkern eigen ist, auf uns zukommen. Rote Federn schmücken ihre üppigwolligen Haartrachten. Der Anführer, ein großer, kräftiger Burische, hat deren drei in seiner Frisur. Also drei Morde! Jetzt lache ich nicht. Jeder der fünf Kerle hat im Riemen, der das Lendentuch trägt, seinen Tschubi (zweischneidiges krummes Messer) stecken. In der Rechten tragen sie die Lanze.

In angemessener Entfernung bleiben die Fünf stehen.

„Gari Vuoltami“, der Gallagruf, schallt einstimmig zu uns herüber.

„Gari Vuoltami“, antworten wir. Jetzt gehen die Fünf in die Kniebeuge und hocken sich auf ihre Fersen.

Ich atme auf. Dies ist immerhin ein untrüglich friedliches Benehmen. Nun fängt ein Fragen und Antworten an.

Ich will wissen, was sie herführt und weshalb früher der Streit entbrannte.

Einer meiner farbigen Trabanten verdolmetschte mir: Sie seien keine Schifftas (Räuber), sondern friedliche Leute, die ihre Herden zur Tränke an den Mouacheßluß trieben. Meine Leute aber hätten gefährliche Waffen bei sich.

Ich ließ ihnen antworten, daß meine Leute ganz harmlos und ungefährlich seien. Nur zu meinem Schutze hätten sie die Waffen mitgenommen. Und jetzt hätte ich ihnen befohlen, die Gewehre abzulegen. „Ja, das hätten sie gesehen und wären deshalb in friedlicher Absicht herübergekommen. Sie wären neugierig gewesen, die weiße Frau zu sehen.“

Nun rücken sie näher heran und hocken sich wieder auf ihre Fersen. (Mir ist unverständlich, wie ein Mensch Stundenlang in dieser Stellung verharren kann, ohne zu ermüden). Ein langes Palawer mit meinen Begleitern beginnt und zum Schluß verteile ich unter die Karajos noch eine Tafel Schokolade, die sie mit wohlgefälligem Grinsen vertilgen.

Wir scheiden in größter Freundschaft und als ich schließlich den Fluß übersehte, um zur Station Mouache zu gelangen, klingt mir ein freudiges „Gari Vuoltami“ vielstimmig nach.

Nun belehre ich meine Kerle, daß ganz allein sie an dem unerquicklichen Streit schuld seien und daß die Karajos, wenn man sie nicht reizt, ganz harmlose Menschen seien.

Ungläubig schütteln sie jedoch ihre Köpfe. Nur meine Anwesenheit, behaupten sie, hätte sie heute gerettet. Sonst wären sie alle tot.

Welt-Wochenschau.

Vor einer chinesischen Explosion.

Großbritannien hat auf drei Punkten dem Aufkommen gegnerischer Mächte zu wehren, und auf allen drei latenten Kriegsfronten des britischen Weltreiches läßt es womöglich keine Freunde zuerst rücken oder dann marschieren. 1. Die Gefahr des Dritten Reiches soll beschworen werden durch die Unterstützung des französischen Bündnisystems. 2. Die Bedrohung der Niländer und des Seeweges nach Indien durch die Italiener wird vorläufig durch die abessinische Gegenwehr pariert; die Völkerbundsaktion ist nichts als eine halbfriedliche Nachhilfe. 3. Auf der Front gegen Japan wacht das noch unabhängige Rest-China, das nebenbei als Wachposten gegen die vorüberhand friedlichen Sowietrussen zu gelten hat. Auf keiner Front kann Großbritannien mit ganzer Kraft auftreten, weil sonst sofort die Katastrophen auf den andern Fronten losbrechen. Das ist in knappen Strichen das Gerippe der politischen Situation auf unserm Planeten, in welches sich alle andern Gruppierungen in der oder jener Form eingliedern lassen. Momentan scheinen die Japaner, angelichts britischer Schwierigkeiten anderwärts, ihren Vorstoß im Reiche der Mitte wagen zu wollen.

Vor einigen Tagen erging aus Peking eine dringliche Einladung chinesischer Bankiers und Handelsreise an gewisse Generäle und Beamte des Nordens, sich zu einem Entschluß aufzuraffen, die Unabhängigkeit des Nordens von Nanking zu beschließen und eine eigene Regierung aufzurichten; man konnte in dieser Rundgebung den Auftakt kommenden folgenreicher Ereignisse sehen, umso mehr, als die Japaner erklärten, sie hätten nichts mit der Sache zu tun.

Die Aufforderung der Geschäftskreise war unzweideutig projapanisch. Das Ziel der unabhängigen Regierung sollte sein, sich mit dem neuen MandschuStaate und Japan zu verständigen und eng mit den „befreundeten Regierungen“ zusammen zu arbeiten. In Japan wird die Sache so dargestellt, als habe die chinesische Handelswelt lediglich die Währungspläne Nankings abgelehnt und sich gegen die Silberablieferung gewendet. Genau befehlen hat Japan gerade diese Widerstände gegen die Silberrequisition der Zentralregierung benuzt, um die Unabhängigkeitsbewegung ins Rollen zu bringen. Es ist der Gegenschlag, den man erwarten konnte, nachdem sich die Währungsaktion als ein Hieb gegen Japan entpuppte. Die Errichtung einer zentralen Notenbank würde die chinesischen Provinzen enger an die Zentrale binden, die Macht der unabhängigen Regierung stärken, den antijapanischen Widerstand verlängern. Japan antwortet also mit großer Promptheit und mit den radikalsten Mitteln. Frage wird nun sein, ob sich die Zentralregierung gegen den neuen Schlag zu wehren vermag.

Japanische Truppen werden vor Tschingwangtau zusammengezogen, angeblich, um die japanischen Staatsangehörigen zu schützen. Aber die Bemäntelung des Aufmarsches wird schon nach wenig Tagen aufgegeben und offen gegen die Drohung ausgewechselt, einzugreifen, wenn Tschai-Kang-Scheds Armeekorps gegen die rebellischen Nordprovinzen marschieren sollten. Die Bedrohung der Provinzen Schantung und Hopei, so jagen die japanischen Militärs, komme einer Verletzung des Waffenstillstandes gleich, und die japanische Unverfrorenheit geht so weit, gleich zu behaupten, in diesem Waffenstillstand sei die Entmilitarisierung Nordchinas festgelegt worden. Während alle Welt weiß, daß nur in einer schmalen Grenzzone Hopeis keine chinesischen Truppen stehen dürfen.

Alle Vorbereitungen der Japaner klappen. Eine be-



Der Prozess gegen die Königsmörder.

Am Montag vormittag begann vor dem Schwurgericht des Departement Bouches-du-Rhône der Prozess gegen die Mörder des Königs Alexander I. von Jugoslawien und des französischen Außenministers Louis Barthou. Unser Bild zeigt das Schwurgerichtsgebäude in Aix en Provence.